

POLINA DASCHKOWA

DAS HAUS
DER BÖSEN
MÄDCHEN



KRIMINALROMAN

aufbau *digital*



POLINA DASCHKOWA

DAS HAUS
DER BÖSEN
MÄDCHEN



KRIMINALROMAN

aufbau *digital*

Über Polina Daschkowa

Polina Daschkowa, geboren 1960, wird auch gerne als Königin des russischen Krimis bezeichnet. Sie studierte am Gorki-Literaturinstitut in Moskau und arbeitete als Dolmetscherin und Übersetzerin, bevor sie zur beliebtesten russischen Krimiautorin avancierte. Sie lebt in Moskau.

Ganna-Maria Braungardt, geboren 1956, studierte russische Sprache und Literatur in Woronesh (Russland); Lektorin; seit 1991 freiberufliche Übersetzerin. Übertrug Polina Daschkowa, Ljudmilla Ulitzkaja, Boris Akunin und viele andere ins Deutsche.

Informationen zum Buch

Eine Frau wird mit 18 Messerstichen ermordet. Die vierzehnjährige Ljussja behauptet, die Tat begangen zu haben und liefert sogar die Mordwaffe. Der Fall scheint klar. Doch Ermittler Borodin glaubt nicht an ihre Schuld. Tatsächlich setzt sich die Serie blutiger Morde fort. Eine heiße Spur führt zu einer gewissen „Mama Isa“ und ihrem Kinderheim – hier lebte auch Ljussja. Bildet Isa ihre Schützlinge wirklich zu Dieben, Prostituierten und Attentätern aus? Borodin ist einem gefährlichen kriminellen Netzwerk auf der Spur ...

»Ein intelligentes Meisterwerk« *Aachener Nachrichten*.

»Unglaublich dicht und spannend.« *Brigitte*.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

**Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>**

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Polina Daschkowa

Das Haus der bösen Mädchen

Kriminalroman

Aus dem Russischen

von Ganna-Maria Braungardt

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

**Über Polina Daschkowa
Informationen zum Buch
Newsletter**

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebtes Kapitel

Achtes Kapitel

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Elftes Kapitel

Zwölftes Kapitel

Dreizehntes Kapitel

Vierzehntes Kapitel

Fünfzehntes Kapitel

Sechzehntes Kapitel

Siebzehntes Kapitel

Achtzehntes Kapitel

Neunzehntes Kapitel

Zwanzigstes Kapitel

Einundzwanzigstes Kapitel
Zweiundzwanzigstes Kapitel
Dreiundzwanzigstes Kapitel
Vierundzwanzigstes Kapitel
Fünfundzwanzigstes Kapitel
Sechsendzwanzigstes Kapitel
Siebenundzwanzigstes Kapitel
Achtundzwanzigstes Kapitel
Neunundzwanzigstes Kapitel
Dreißigstes Kapitel
Einunddreißigstes Kapitel
Zweiunddreißigstes Kapitel
Dreiunddreißigstes Kapitel
Vierunddreißigstes Kapitel
Fünfunddreißigstes Kapitel

Impressum

Erstes Kapitel

Nach einem endlosen, matschigen Winter mit heftigen Schneefällen, nach Aprilfrösten und tristen Mairegen brach in Moskau endlich der Sommer an. Der Juni begann grell und heiß, jeder Sonnentag war ein Fest. Nachts tobten Gewitter, doch bei Sonnenaufgang war kein einziges Wölkchen mehr am Himmel, die Spatzen tschilpten aufgeregt, und glitzernde Tropfen fielen von den Bäumen.

Auf der von alten Linden gesäumten Terrasse eines teuren kleinen Cafés in einer stillen Straße in der Nähe des Taganka-Platzes standen zum ersten Mal in diesem Jahr drei Tische. Das Café öffnete erst mittags, und Punkt zwölf erschien der erste Gast – ein Mann in hellem Sommeranzug. Er wirkte krank und zerknittert, als hätte er die Nacht schlaflos verbracht und sich am Morgen nicht gewaschen. Er entschied sich für einen Tisch an der Umzäunung und ließ sich so schwer auf den Stuhl fallen, dass die zierlichen Aluminiumbeine sich bogen. Der Mann sah aus wie das Produkt eines Kinderspiels, bei dem der eine den Kopf zeichnet, dann das Blatt faltet, der nächste blind den Rumpf ergänzt, der dritte die Beine usw. Sein Kopf war zu groß für den dünnen Hals, die schmalen Schultern passten nicht zum gewichtigen Unterkörper, der

seinerseits einen Gegensatz zu den Kranichbeinen und den breiten Plattfüßen Größe fünfundvierzig bildete. Das strohblonde Haar, obwohl dünn und weich, stand störrisch nach allen Seiten ab wie das nasse Gefieder eines Kükens. Das runde Gesicht mit der kleinen Nase und den großen schokoladenbraunen Augen hatte kindliche Proportionen bewahrt, und ohne den fast greisenhaften Bass hätte man den Mann für einen kränklichen, schläfrigen Jugendlichen halten können.

Die Schatten der zitternden Lindenblätter tanzten wie große Flecke auf dem Tischtuch, dem Anzug, dem Gesicht und den Händen des Gastes und erweckten den Anschein, als werde der Mann von Fieber geschüttelt. Ohne die Speisekarte aufzuschlagen, rief er barsch: »Kaffee!«

»Espresso? Capuccino? Orientalisch?«, fragte der Kellner höflich.

»Orientalisch. Stark und süß.«

Plötzlich fuhr der Mann hoch wie von der Tarantel gestochen und rief: »Lilja! Hier bin ich!«

Der Kellner drehte sich um. Eine Frau Mitte dreißig betrat die Terrasse, eine adrette kleine Blondine in einem weißrosa Kleid. Leichtfüßig kam sie heran, die schmalen Absätze ihrer weißen Schuhe klapperten, und sie roch nach Jasmin – der Kellner identifizierte das altmodische, aber angenehme Parfüm »Diorissimo«.

»Hallo«, sagte die Blondine, strich sorgfältig ihr Kleid glatt und setzte sich dem Mann gegenüber. Sie zog die hellen Augenbrauen zusammen, die Mundwinkel sanken herab, das angenehme rundliche Gesicht wirkte nun angespannt. Sie schien wenig erfreut über die Begegnung. Der Kellner kam erneut an den Tisch und sah die Frau fragend an.

»Lilja, was soll ich für dich bestellen?« Der Mann entblöste lächelnd seine großen nikotinbraunen Zähne.

»Ein Glas Wasser. Stilles.«

»Hier, das hab ich dir mitgebracht, damit du mal siehst, wo ich arbeite«, murmelte der Mann. Er kramte unbeholfen in seiner Ledertasche und förderte schließlich ein dickes Hochglanzmagazin zutage. Unter dem blutroten Titel »Blum« auf dem Umschlag räckelte sich ein nacktes, kahlköpfiges Mädchen in glänzendem Quecksilbergrau.

»Danke.« Die Frau blätterte das Magazin mechanisch durch und erstarrte plötzlich, die durchsichtigen hellgrauen Augen auf den Mann gerichtet. Sie hielt ein dickes weißes Kuvert in der Hand, das zwischen den Seiten gelegen hatte. »Was ist das?«, fragte sie drohend.

»Machs auf, sieh nach.« Sein Gesicht verzog sich zu einem dümmlichen Lächeln.

Die Frau schaute in das Kuvert, warf es auf den Tisch und erhob sich abrupt.

»Das reicht, wir beide haben nichts zu besprechen.«

»Lilja, warte doch, was hast du denn?« Er griff erschrocken nach ihrer Hand. »Was stellst du dich so an, he? Sag bloß, du brauchst kein Geld?«

»Nimm das weg, wir werden schon beobachtet.« Sie blickte zum Kellner, der mit einer Flasche Mineralwasser auf einem Tablett kurz vor ihrem Tisch verharrte.

»Bitte setz dich, bitte. Siehst du denn nicht, wie schlecht es mir geht?«, klagte der Mann.

»Dir geht es immer schlecht«, erwiderte die Frau ärgerlich, setzte sich aber wieder. »Warum hast du mich hergebeten?« Sie starrte ihn unverwandt an, und die Anspannung ließ ihre Augen vollkommen durchsichtig wirken.

Er hustete und wurde puterrot. »Sei so gut und erklär mir: Warum darf ich nicht kommen?«, bellte er, griff nach der Serviette und schnäuzte sich geräuschvoll.

»Weil ich dich nicht einlade«, antwortete sie höflich lächelnd.

Der Mann schleuderte eine Schachtel Marlboro mit Menthol auf den Tisch und brauchte sehr lange, bis er endlich eine Zigarette herausgefischt und angezündet hatte.

»Ich will aber kommen«, sagte er, nahm einen langen Zug und blies den Rauch durch die Nase aus. »Was heißt, du lädst mich nicht ein? Wir sind doch erwachsene Menschen!«

»Du und erwachsen?« Sie lachte, und ihre kleinen weißen Zähnnchen blinkten. »Du und erwachsen?«

»Da gibt es nichts zu lachen. Ich habe schon ein Geschenk gekauft, und überhaupt, du hast keinerlei Rechte, nach den Papieren bist du niemand.«

»Ach so?« Sie neigte den Kopf und hob die Brauen. »Tja, wenn du so anfängst – die echten Papiere liegen bei mir, sie sind unanfechtbar, und darin kommt dein Name nicht vor.« Lilja leerte ihr Wasserglas in einem Zug. »Wenn hier einer niemand ist, dann du, Oleg, nicht ich. Bedank dich bei deiner cleveren Mama. Das hat sie bestens arrangiert.«

»Meine Mutter lass aus dem Spiel.« Oleg mied ihren Blick und starrte in seine Kaffeetasse. »Um sie geht es jetzt nicht. Ich soll also nicht kommen, ja? Und weiter?«

»Weiter werde ich mich an offizielle Stellen wenden und die Fälschung der Papiere melden, und nicht nur das. Da ist noch etwas Ernsteres. Weit ernster.«

»Hör mal, kannst du dich nicht klar ausdrücken statt in albernen Andeutungen?«

»Vorerst nicht. Aber ich verspreche dir, meine unklaren Andeutungen werden bald glasklar sein.«

»Was ist eigentlich passiert? All die Jahre hast du geschwiegen, und jetzt explodierst du auf einmal – wieso? Zehn Jahre lang warst du mit der Situation durchaus zufrieden, und nun willst du dich, wie du sagst, an offizielle Stellen wenden. Ans Gericht etwa?«

»Genau, ans Gericht.«

»Was wirfst du uns denn vor?«

»Dir gar nichts. Aber deiner genialen Mutter habe ich etwas vorzuwerfen. Und zwar etwas sehr Ernstes, glaub mir.«

»He, was soll das? Erklär mir, was du willst, lass uns in Ruhe darüber reden, wir werden uns schon einigen.«

»Wir werden uns niemals einigen.« Lilja schüttelte ihr kurzes, gewelltes Haar. »Ich treffe mich nur mit dir, weil du mir leid tust. Aber dass du Bescheid weißt: Dieses Mitleid wird mich nicht von meinem Plan abbringen. So, Schluss jetzt.«

»Schluss?«, kreischte der Mann plötzlich. »Was haben wir dir getan? Zehn Jahre kein Wort des Vorwurfs, und nun auf einmal, aus heiterem Himmel ...«

»Schrei nicht so, Oleg.« In ihren hellgrauen Augen blitzte Mitleid auf. »Du hast mir nichts getan, du bist vermutlich überhaupt zu keiner bewussten Handlung fähig. Aber deine Mutter ... Egal, wie gesagt, lassen wir das lieber.

Entschuldige, aber ich muss los.« Sie stand auf, maß ihn mit einem Blick von Kopf bis Fuß und sagte leise: »Du solltest etwas für deine Gesundheit tun, du siehst schlecht aus.«

»Warte!« Er packte ihren Arm und riss so heftig daran, dass sie beinahe gestürzt wäre. »Setz dich, du hast mir noch immer nicht erklärt, warum ich nicht kommen darf.«

»Kannst du dir nicht vorstellen, dass es mir wehtut, dich bei mir zu sehen? Stimmt, du hast nichts getan, aber dein Nichtstun war schlimmer als ein Verbrechen. Ich weiß, du warst noch hilfloser als Olga, aber sie ist tot, und du lebst. Komm nicht, ich bitte dich sehr.«

»Meine Schuld ist also, dass ich noch lebe, ja? Tut mir leid, aber diese Schuld werde ich tilgen. Gib mir noch zwanzig, dreißig Jahre.«

»Hör auf.« Lilja seufzte müde. »Musst du immer den Narren spielen?«

Er öffnete den Mund, schüttelte den Kopf, stemmte die Ellbogen auf den Tisch, richtete sich auf, seine hervorquellenden braunen Augen blitzten, er wollte etwas Wichtiges, Heftiges sagen, brachte es aber nicht heraus. Seine Augen erloschen – so langsam wie das Licht im Kino.

»Nimm wenigstens das Geschenk«, knurrte er und zog ein kleines rotes Etui aus der Tasche. »Es sind goldene Ohrringe, so was mag sie doch.«

»Danke. Aber sie hat keine Ohrlöcher, das gäbe also nur Enttäuschung statt Freude. Die Zeitschrift nehme ich mit. Was bedeutet übrigens ›Blum‹?«

»Nichts. Klingt einfach schön.«

»Sind Artikel von dir drin?«

»Nein. Wie gesagt, ich bin stellvertretender Chefredakteur, ich schreibe selten selbst«, erwiderte er mit abgehacktem mechanischem Bass und sah ihr zum ersten

Mal in die Augen. »Lilja, deine Schwester hat sich vor zehn Jahren umgebracht. Daran ist niemand schuld. Ich verspreche dir, dass ich nicht mehr bei dir auftauchen werde, bis du mich selbst einlädst. Aber beantworte mir eine einzige Frage: Was hat sich geändert? Warum gibst du plötzlich jemandem die Schuld an ihrem Tod?«

Sie antwortete nicht, packte die Zeitschrift sorgfältig in eine Plastiktüte, stand auf und ging.

Der Kellner kam, um die Tasse mit dem erkalteten, unangerührten Kaffee abzuräumen, und hörte den Mann sagen: »Miststück ... Zicke ... Ich hasse sie ...«

Früh um halb vier überfuhr ein Streifenwagen der Miliz in einer menschenleeren Gasse in einem als relativ ruhig geltenden Schlafbezirk um ein Haar eine Frau. Die Männer brauchten eine Pause. Eben hatte das Gewitter aufgehört, aber es regnete noch immer und war merklich kühler geworden. Im Wagen war es warm und gemütlich.

Unterleutnant Teletschkin hatte eine Zweiliterthermoskanne mit starkem Kaffee dabei, Hauptmann Krasnow ein geräuchertes Hähnchen. Sie wollten in einem Hof parken und etwas essen.

Die Frau tauchte ganz plötzlich auf, wie aus dem Nichts. Der Fahrer konnte gerade noch bremsen. Die Frau erstarrte mitten auf der Fahrbahn und rührte sich nicht, reagierte weder auf das Kreischen der Bremsen noch auf

die grellen, blendenden Scheinwerfer oder auf den Schrei des Fahrers. Sie war in ein weites, helles Gewand gehüllt und wirkte im leblosen Scheinwerferlicht und im zitternden Regenschleier wie ein Gespenst.

»Steig mal aus, Kolja, sieh nach, was los ist«, befahl Hauptmann Krasnow dem Unterleutnant.

»Die ist stoned oder besoffen«, knurrte Kolja. »Wegen so einer dummen Kuh raus in den Regen ...« Als er näher heran war, entdeckte er, dass es ein Mädchen war, vielleicht fünfzehn, barfuß, in einer Art Kittel oder Nachthemd.

»Klar, die ist stoned«, wiederholte der Unterleutnant und fragte: »He, bist du lebensmüde oder was?«

»Ich habe Tante Lilja getötet«, sagte das Mädchen langsam, die irren Augen auf den Milizionär gerichtet. Sie hatte einen Sprachfehler und eine helle Kinderstimme.

»Was?«

»Zweite Kalugaer Straße acht, Block zwei, Wohnung vierzig.«

»Na schön, komm mit zum Wagen, wir klären das.« Er nahm ihren Arm, sie wehrte sich nicht, stieg folgsam ins Auto und wiederholte laut: »Ich habe Tante Lilja getötet.«

»Wie alt bist du?«, erkundigte sich Hauptmann Krasnow und verzog angeekelt das Gesicht. Das Mädchen roch merkwürdig. Zwiebeln, erriet der Hauptmann. Aber um so zu stinken, musste man ein ganzes Pfund davon essen.

»Vierzehn«, antwortete das Mädchen und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: »Ljussja Kolomejez.«

»Also, wen hast du getötet, Ljussja Kolomejez?«

»Tante Lilja. Sie liegt da in der Küche und bewegt sich nicht mehr. Jemand muss die Schnelle Hilfe rufen, aber ich hab Angst vor Ärzten.«

»Wieso denn?«, fragte Teletschkin mit dümmlichem Lachen.

»Die geben Spritzen. Das tut weh«, antwortete das Mädchen und ergänzte nachdenklich: »Sie sind böse und tun einem gern weh.«

Der am Steuer sitzende Sergeant Surkow fing im Spiegel Krasnows Blick auf und verdrehte vielsagend die Augen.

»Wer ist denn Tante Lilja?«

»Na, meine Tante. Die Schwester von meiner Mama.«

»Und wo ist deine Mama?«

»Die ist tot«, erklärte das Mädchen und seufzte. »Schon lange, da war ich noch klein. Erst ist Mama gestorben, dann Oma. Ich hab nur noch Tante Lilja.«

»Hast du einen Vater?«

»Nö. Ich hab keinen. Nur Tante Lilja.«

»Und wieso hast du dann deine Tante getötet, deine einzige Verwandte?«, fragte Teletschkin und räusperte sich. Das Mädchen schwieg.

In der Gasse stand nur alle paar Meter eine Straßenlaterne, das Auto tauchte immer wieder aus dem

Dunkel ins Licht, das Gesicht des Mädchens leuchtete auf und verschwand wieder, und dem Unterleutnant war mulmig zumute. Er konnte das Mädchen nicht richtig sehen, und sie wirkte auf ihn wie ein Zombie.

Die Tür war offen. Überall brannte Licht. Es roch nach Sauberkeit, nach Lavendel und guter Seife. Eine ganz normale kleine Wohnung mit winzigem Flur und zwei hintereinander liegenden Zimmern. Von der Küchentür aus fiel der Blick auf zwei Füße in gemusterten Wollsocken.

»Entschuldigung, könnten Sie bitte die Schuhe ausziehen? Draußen ist es schmutzig«, sagte das Mädchen mit heller Stimme und trat sich die nackten Füße sorgfältig an der Fußmatte ab.

»Was?«, fragte Krasnow und entdeckte auf ihrer Stirn und ihrer Nase weiße Spuren einer dicken Salbe.

»Dort im Schrank sind Latschen. Bei Tante Lilja darf niemand mit Straßenschuhen in die Wohnung. Was sehen Sie mich so an? Ich hab mich mit einer Salbe gegen Pickel eingecremt.«

Sie sagte kein Wort weiter, ging ins Zimmer, setzte sich an den Tisch, faltete die Hände auf dem Schoß und starrte vor sich hin.

Die Tote war höchstens vierzig. Sie war gepflegt, blond, hatte ein glattes, regelmäßiges Gesicht und sah aus, als habe sie sich nur auf den Boden gesetzt, den Rücken an die Heizung gelehnt und die Beine ausgestreckt. Sie trug einen

warmen Frottéebademantel und flauschige gemusterte Socken. Auf dem zartrosa weichen Stoff hatten sich dunkle Blutflecke ausgebreitet. Nach der Blutmenge zu urteilen, waren ihr mindestens ein Dutzend Messerstiche beigebracht worden. Auch die Tatwaffe lag da – ein langes Küchenmesser mit schwarzem Plastikgriff.

Der Fall schien simpel. Eine banale Beziehungstat. Ein schwachsinniges Mädchen tötet seine Tante und gesteht die Tat. Die Zeugen, ein älteres Ehepaar aus der Nachbarwohnung, seufzten lange, dann erzählten sie flüsternd, Ljussja sei Waise und von Geburt an behindert.

»Alles klar, keine Fragen«, bemerkte Krasnow tiefsinnig und seufzte. »Ein Traum von einer Leiche.«

Das Einsatzkommando erschien nach zwanzig Minuten. Ausgerechnet Ilja Borodin hatte Dienst. Er war berüchtigt dafür, auch die einfachsten Fälle zu verwirren und kompliziert zu machen. Der rundliche kleine Mann mit der leisen, monotonen Stimme trieb mit seiner intellektuellen Pedanterie selbst die geduldigsten Kriminalisten und Experten zur Verzweiflung.

Kaum über die Schwelle getreten, murmelte Borodin, für ein derartiges blutiges Gemetzel sei es hier viel zu sauber.

»Wieso?«, fragte der Spurensicherer erstaunt. »Hier ist doch jede Menge Blut. Aber die Tote trug einen dicken, weichen Bademantel, der hat fast alles aufgesaugt.«

»Das meine ich nicht«, erklärte der Untersuchungsführer mit dumpfer Stimme. »Die Tote ist eine normale Frau, ordentlich und sauber. Kaum anzunehmen, dass sie mit dubiosen Geschäften zu tun hatte. Ihr Lebensstandard lag offensichtlich unter dem Durchschnitt, soweit man heutzutage überhaupt noch von Durchschnitt sprechen kann. Raub ist so gut wie auszuschließen, Alkohol oder eine betrunkene Prügelei sind es mit Sicherheit.«

»Die Sache ist die«, flüsterte Unterleutnant Teletschkin ihm ins Ohr, »das Mädchen hier hat sie getötet, ihre Nichte. Sie hat die Tat gestanden. Sie ist behindert, debil oder so. Solche Menschen wissen nicht, was sie tun.«

»Warum flüstern Sie denn? Ist das Ihr erster gewaltsamer Tod?«, fragte Borodin mit leicht erhobener Stimme.

»Ja«, bekannte Teletschkin und sah sich zum ersten Mal aufmerksam und in Ruhe um in der Wohnung, in der er sich bereits seit einer halben Stunde befand. Die reinste Puppenstube – gemütlich und hübsch wie in einem Zeichentrickfilm. In der Küche weiße Möbel, weißes Linoleum, in den Zimmern blassgelbes Parkett, hellblaue Tapeten mit rosa Blümchen, Vorhänge mit Volands, die Bezüge des Sofas und der beiden Sessel aus dem gleichen Stoff wie die Vorhänge. Auf dem Sofa drei große Puppen in Rüschenkleidern, mit Hut und Schuhchen. Mitten im Zimmer ein runder Tisch, darauf ein zartrosa Tischtuch mit langen Fransen, auf dem Tisch eine Vase mit drei Tulpen

und eine große Schachtel Pralinen mit einer Schleife darum.

»Hattet ihr Besuch?«, wandte sich Borodin an Ljussja.

Das Mädchen zuckte zusammen und schrie: »Nein!«

»Dann hat also jemand Geburtstag?«

»Nein, kein Geburtstag, keiner war hier.« Sie rutschte auf ihrem Stuhl hin und her und wurde tiefrot, wodurch die weißen Salbenflecke in ihrem Gesicht noch stärker auffielen.

»Wieso dann die Blumen und die Pralinen?«

»Einfach so.«

»Ich verstehe.« Borodin nickte. »Und wer hat die einfach so vorbeigebracht?«

»Niemand.« Das Mädchen senkte den Kopf und flocht einen Zopf aus den Fransen der Tischdecke.

»Ljussja, warum hast du deine Tante getötet?«, fragte Borodin sanft.

Keine Reaktion.

»Na schön, nehmen wir an, das weißt du selber nicht. Wohnst du bei deiner Tante, oder warst du nur zu Besuch bei ihr?«

Ljussja war mit dem ersten Zopf fertig und begann mit dem nächsten.

»Sie ist Waise«, flüsterte die Nachbarin, »sie lebt in einem Sonderschulinternat außerhalb von Moskau. Lilja hat sie früher immer dort besucht, aber seit kurzem hat sie

das Mädchen in den Ferien und am Wochenende zu sich geholt. Wissen Sie, Lilja stand völlig allein, ihre Schwester, Ljussjas Mutter, ist tot, und das Mädchen ist behindert.« Die Nachbarin rückte näher an Borodin heran und flüsterte noch leiser: »Ljussjas Mutter war drogensüchtig, der Vater ist unbekannt. Mein Gott, was für eine Tragödie! Ja, ja, es stimmt schon: Keine gute Tat bleibt ungestraft. Lilja war ein guter, reiner Mensch, und sie hatte wirklich Talent. Alles Schöne, was Sie hier sehen, hat sie selbst gemacht – die Vorhänge, die Möbelbezüge, die Tischdecke ...« Die Nachbarin schluchzte auf und schnäuzte sich laut. »Ich kann es noch gar nicht fassen – was für eine Tragödie!«

»Ja, ja«, murmelte Borodin, stand auf, ging zur Wand und klopfte mit den Fingerkuppen dagegen. »Sagen Sie, haben Sie irgendwelchen Lärm gehört?«

»Nein.« Die Nachbarin schüttelte den Kopf. »Ich habe einen sehr leichten Schlaf, und die Wände sind dünn. Wenn etwas gewesen wäre, hätte ich es bestimmt mitbekommen.«

»Sie haben also keine Schreie gehört oder das Poltern von Möbeln?«

»Gott behüte! Dann wären mein Mann und ich doch sofort zu Hilfe geeilt und hätten die Miliz gerufen. Wir verstanden uns sehr gut mit Lilja.«

»Ilja, kann ich Sie kurz sprechen?«, rief der Gerichtsmediziner aus der Küche.

»Entschuldigen Sie mich.« Borodin ging hinaus.

»Der Tod ist vor höchstens zwei Stunden eingetreten«, sagte der Pathologe, zündete sich eine Zigarette an und setzte sich auf einen Hocker. »Dieses Mädchen ist eine Bestie. Achtzehn Stichwunden am ganzen Körper, sechs davon in den Rücken. Sie hat sie erst getötet und dann zur Heizung geschleppt und hingesezt.«

»Und das alles ganz leise, quasi auf Zehenspitzen«, sagte Borodin. »Sonst hätte jemand was gehört, bei den Pappwänden hier.«

»Klar, Plattenbau.« Der Pathologe nickte und hielt Borodin die geöffnete Zigarettenschachtel hin. »Bedienen Sie sich.«

»Danke, ich rauche nicht.« Borodin hockte sich neben die Tote. »Eine hübsche Frau.«

Der Pathologe nickte. »Ja, nicht übel.«

»Jung, hübsch, allein. Häuslich, reinlich und mit einem Faible für Handarbeiten.« Borodin sah den Pathologen nachdenklich an. »Eine Frau, die Spitzendecken häkelt, ist bestimmt ruhig und ausgeglichen.«

»Vielleicht hat das ja die Nichte so aufgebracht«, mutmaßte der Pathologe.

»Achtzehn Messerstiche.« Borodin schüttelte den Kopf. »Klingt eher nach einem wilden Streit im Suff.«

»Klingt nach einem Psychopathen.« Der Pathologe lachte schief und blies einen Rauchkringel in die Luft. »Und wenn

der erste Stich überraschend kam und ins Herz traf, dann hat sie auch nicht geschrien und sich nicht gewehrt.«

»Um das Herz auf Anhieb zu treffen, muss man genau wissen, wo es liegt«, knurrte Borodin. »Außerdem braucht er eine ruhige, starke Hand. Nein, was meinen Sie, warum hat das Opfer nicht geschrien und sich nicht gewehrt?«

»Das fragen Sie mich?« Der Pathologe hob die Brauen.

»Nein, mich selbst.« Borodin lächelte. »Die Nachbarn sagen, am Abend und in der Nacht sei es ruhig gewesen. Und es gibt keinerlei Kampfspuren.«

»Die Kleine hat ihrer lieben Tante erst Clonidin verabreicht und dann auf sie eingestochen«, bemerkte der Pathologe sarkastisch. »Ziemlich clever für eine Geisteskranke. Aber vielleicht simuliert sie ja nur? Obwohl – wer so oft zusticht, muss schon krank im Kopf sein, eine wahre Bestie. Echter Schwachsinn, das Ganze.«

Borodin nickte. »Schwachsinn, genau.«

Die Tote, Lilja Anatoljewna Kolomejez, hatte allein gelebt, war kinderlos und, wie aus dem Ausweis hervorging, nie verheiratet gewesen. Sie arbeitete als Designerin in einer Spielzeugfabrik. In einer Schachtel mit Papieren lag ein Totenschein – Olga Kolomejez, gestorben am 30. Juni 1989, Todesursache: Suizid. Und die Geburtsurkunde von Ljussja, Ljudmila Kolomejez. In der Spalte »Vater« war ein Strich. Interessant war das Geburtsdatum: 6. Juni 1985. Ljussja war also gestern fünfzehn geworden.

»Ljussja, wie alt bist du?«, fragte er, ohne auf eine Antwort zu hoffen. Doch das Mädchen sagte laut und deutlich: »Vierzehn.«

»Und wann hast du Geburtstag?«

»Ich weiß nicht.« Ihr Kopf sank zwischen die Schultern, ihr Gesicht war leer.

»Sie lügt«, flüsterte Unterleutnant Teletschkin Borodin ins Ohr. »Sie weiß ihre Adresse und ihr Geburtsjahr, sie weiß garantiert auch den Tag, und überhaupt ist sie weniger gestört, als sie uns weismachen will.«

Borodin sah ihn interessiert an, nickte schweigend und wandte sich wieder an Ljussja.

»Sag mal, hast du Zwiebeln gegessen?«

»Nein. Ich reib mir damit den Kopf ein, damit die Haare besser wachsen.«

»Wer hat dir denn das erzählt? Deine Tante?«

»Nein, die Krankenschwester bei Mama Isa.«

»Und wer ist Mama Isa?«

»Wer?«, fragte das Mädchen erschrocken zurück.

»Na, du hast doch eben gesagt: Mama Isa.«

»Das hab ich nicht gesagt, ich weiß nicht, fragen Sie Tante Lilja.« Ihre Augen huschten unruhig hin und her, ihre Lider flatterten, ihr Gesicht war tiefrot.

»Tante Lilja ist tot«, sagte Borodin sanft, »du sagst doch selbst, dass du sie getötet hast. Kannst du uns erzählen, wie du das gemacht hast?«

»Gar nicht.«

»Das heißt, du erinnerst dich nicht?«

»Doch.«

»Woran denn?«

»Ich habe Tante Lilja getötet. Ljussja ist böse.«

»Na komm, zeig mir mal, wie es war.«

Das Mädchen erstarrte, sie schien sogar den Atem anzuhalten.

»Komm mit in die Küche, Ljussja.«

»Nein. Ich habe Angst.«

»Aber vorm Töten hattest du keine Angst?«

»Nein!«, flüsterte Ljussja laut, lehnte sich kraftlos in den Stuhl zurück, schloss die Augen und flüsterte hastig: »Ich weiß nicht, bitte, nein... Das Blut... Ich habe Angst... Bitte nicht, das tut ihr weh...« Ihr Gesicht war nun weiß, ihre Lippen bewegten sich lautlos weiter.

Der Kriminaltechniker trat an den Tisch und griff nach der Pralinenschachtel, um Fingerabdrücke zu sichern. Ljussja zuckte zusammen wie von einem Stromschlag getroffen. Borodin zog die Brauen hoch und schüttelte den Kopf, der Techniker hob wortlos die Achseln und verschwand in der Küche. Im Zimmer herrschte Stille. Ljussja saß mit geschlossenen Augen da und bewegte lautlos die Lippen.

»Magst du Schokolade, Ljussja?«, fragte Borodin freundlich.

Sie zuckte erneut zusammen, öffnete die Augen und flocht wieder einen Zopf aus den Fransen der Tischdecke.

»Du hast Pralinen geschenkt bekommen und sie nicht einmal probiert.« Borodin langte nach der Schachtel.

»Nicht anfassen!«, rief Ljussja und errötete.

»Warum nicht?«

»Das sind meine! Die hab ich geschenkt gekriegt!«

»Von wem?«

»Von einem Mann.« Sie warf den Kopf zurück und strich sich kokett das Haar glatt.

»Wie heißt er?«

»Das sage ich nicht.«

»Er war gestern Abend hier und hat dir Blumen und Pralinen zum Geburtstag geschenkt, ja?«

Ljussja sprang plötzlich auf, riss die Arme hoch, als wollte sie sich auf Borodin stürzen, presste aber nur die Hände vor den Mund, sank zurück auf den Stuhl und erstarrte. Dann sagte sie kein Wort mehr.

Ein Team des psychiatrischen Notdienstes traf ein. Ljussja tat brav alles, was man ihr sagte, wusch sich und zog sich an. Ihre Sachen, weite helle Jeans und ein blaues T-Shirt, lagen ordentlich zusammengefaltet auf einem Stuhl im kleinen Zimmer, neben dem gemachten Bett. Ljussja beantwortete keine einzige Frage, als habe sie das Sprechen endgültig verlernt. Ihr Gesicht war bläulichblass,

ihr Blick starr auf einen Punkt gerichtet, ihre Bewegungen waren schlaff und träge.

»Was können Sie über sie sagen?«, fragte Borodin die Psychiaterin, eine energische junge Frau, als diese im Treppenhaus eine Rauchpause machte.

»Sie ist debil – die leichteste Form geistiger Behinderung.« Die Ärztin zuckte die Achseln. »Im Prinzip durchaus zurechnungsfähig.«

»Könnte sie sich zu Unrecht selbst beschuldigen?«

»Das müssen Sie schon selbst herausfinden.«

Ljussja wurde weggebracht, die Tote hinausgetragen, die Wohnung weiter durchsucht.

Im Kleiderschrank, in der Kommode und auf dem kleinen Hängeboden herrschte perfekte Ordnung. Die Winterkleidung war in alte Bett- und Kissenbezüge eingenäht, die Sommerkleidung hing auf Bügeln im Schrank, zwischen den akkuraten Stapeln gestärkter Bettwäsche lagen Leinensäckchen mit getrocknetem Lavendel. Jedes Säckchen war mit einer geflochtenen Schnur zugebunden und mit zierlichen Stickereien versehen: Blümchen, Pilze oder Kirschen.

Den kleinen Bücherschrank füllten vor allem Handarbeitsbücher und Bände wie »Geschichte des russischen Spielzeugs«, »Kinder und die Welt der Kindheit im 19. Jahrhundert«, »Lexikon der Puppenmode«. In den unteren Fächern lagen Zeitschriftenstapel: »Verena«,